

In freier Stunde

Die Frau vom Heidbrinkhof

Roman von Marie Schmidtsberg

(10. Fortsetzung)

(Nachdruck verboten)

Drei Quellen-Verlag, Königsbrück (Bez. Dresden)

Hanns war zornig und erregt. Sein Gesicht war gerötet und seine Hand durchschnitt mit scharfem Hieb die Luft. Dabei sah er Margret herausfordernd an, als ob er nur darauf warte, daß sie weitere Einwände machte, um sich dann seinen ganzen Grimm von der Seele zu reden. Aber sie schwieg, weil sie einsah, daß es keinen Zweck hatte, weiter zu sprechen.

Da trank er hastig seinen inzwischen kaltgewordenen Kaffee aus und ging in das anstoßende Arbeitszimmer. Er zog hastig die Tür hinter sich zu, setzte sich an den Schreibtisch und schlug seine Bücher auf, trotzdem das Zimmer nicht geheizt war und es auch bereits dunkelte.

Margret sah ihm seufzend und kopfschüttelnd nach. Dieser Mann! Er war wirklich wie ein großes, ungezogenes Kind, das gewöhnt war, immer seinen Willen zu bekommen und nun plötzlich vor unerfüllten Wünschen stand. Gewiß, die Zukunft glänzte nicht gerade im rosigen Lichte. Sie dachte selbst mit Bangen daran, und sie wußte heute noch nicht, wie es möglich sein würde, allen Verpflichtungen nachzukommen. Auch den heutigen Verlust unterschätzte sie nicht. Aber was nützte es, wenn man den Kopf hängen ließ und unzufrieden mit seinem Los haberte wie ein ungebärdiges Kind? Margrets klarem, tatkräftigem Wesen war ein solches Beginnen unverständlich. Sie kannte in solchem Falle nur eines: Fest zupacken und dem Schicksal die Stirn bieten!

Mit flinken Händen räumte sie den Tisch ab, machte Licht an und ging dann zu Hanns hinüber.

„Aber Hanns, du kannst ja nichts mehr sehen.“ Auch hier flammte das Licht auf. Margret setzte sich auf ihres Mannes Schoß, legte die Arme um seinen Hals und sah ihm in die Augen. Dabei schloß es ihr durch den Sinn, daß Hanns in den letzten Wochen mit seinen Liebfosungen viel flüchtiger und sparsamer geworden war. Vielleicht machten das auch die Sorgen und Nöte der Zeit. Wie hieß doch das Sprichwort? „Wenn die Sorge zieht ins Haus, so fliegt die Liebe zum Fenster hinaus!“

Unfinn! So schlimm war es ja gar nicht! Und überhaupt, wahre Liebe schloß sich in der Not doch nur fester zusammen! In einer jähen Aufwallung schmiegte sie ihre Wangen fest an die seine und fragte leise:

„Sag, Hanns, hast du mich noch genau so lieb wie — wie in der ersten Zeit unserer Ehe?“

Ein wenig verwundert strich er über ihr Haar. Er war eine solche Frage aus ihrem Munde nicht gewöhnt,

und da er ihren Gedankengang ja nicht kannte, so belustigte sie ihn. Er lachte.

„Was ist das für eine Frage, Kind. Aber natürlich doch.“

Ein wenig ernüchtert hob sie das Gesicht, bezwang sich aber und sagte zärtlich bittend:

„Dann sei auch wieder mein alter, lieber Hanns. Sieh mal, so wie du jetzt bist, kenne ich dich ja gar nicht. Du hast doch früher nicht bei jedem Mißgeschick den Kopf hängen lassen. Und dazu hast du doch jetzt auch wahrhaftig keinen Grund. Wenn die Zeiten auch schlecht sind, wir werden schon durchkommen. Wir sind ja jung und gesund und — haben uns lieb, und das ist doch die Hauptsache. Nicht wahr, du?“

Margret umschloß sein Gesicht mit den Händen und bot ihm in schelmischem Uebermut den Mund. Sie sah bildhübsch aus in diesem Augenblick, und Hanns küßte sie hingerissen wieder und wieder.

„Du hast recht,“ sagte er. „Wozu grübeln? Man soll das Leben nehmen, wie es ist und ihm seine angenehmsten Seiten abzugewinnen suchen.“

Die junge Frau fühlte, daß er den tieferen Sinn ihrer Worte nicht erfaßt hatte, aber sie sagte nichts mehr, sondern ließ glücklich seine Zärtlichkeiten über sich hinströmen. Endlich machte sie sich lächelnd aus seinen Armen frei.

„Nun komm in die Stube, Hanns. Es ist hier zu kalt; wir werden uns beide erkälten. Hörst du, unser Gerd ruft uns schon!“

In der Tat begann der Kleine zu weinen, weil es ihm wohl zu langweilig geworden war, und Margret ging zum Wagen, um ihn zu beruhigen. Langsam folgte Hanns ihr. Er tändelte ein Weilchen mit dem Kleinen und freute sich, daß er ihn aus seinen blanken Augen so vergnügt anlachte. Dann sagte er wie nebenbei:

„Ich möchte doch noch gleich mal zum Dorfe fahren und sehen, wo ich das Kind am besten verkaufen kann.“

Ueber Margrets Gesicht glitt ein Schatten.

„Heute abend noch? Könntest du nicht den Schlachter telefonisch anrufen?“

„Den Schlachter? Ja, was denkst du denn, was der dafür gibt? Nein, ich möchte mal zu Bremer fahren, der kommt überall herum und weiß sicher bessere Abhazquellen. Wir müssen doch sehen, daß wir noch möglichst viel heraus schlagen.“

„Willst du nicht bis morgen früh damit warten?“ machte Margret noch einen Versuch, ihn zu halten. Sie wußte, wenn er jetzt zu Bremer ging, kam er schwerlich

vor Mitternacht wieder heim. Das war in den letzten Wochen schon einige Male passiert, und heimlich fürchtete sie, daß Hanns wieder Gefallen am Wirtshausgehen finden würde.

„Heute abend treffe ich Bremer doch am besten daheim, morgen früh ist er wieder über Land,“ entgegnete er mit leichter Ungeduld in der Stimme.

„Ja, wenn du meinst.“ — Mit einer müden Gebärde wandte sie sich ab. Daß Hanns jetzt fortgehen konnte! Daß er nicht das Verlangen hatte, jetzt bei ihr zu bleiben! Ihre weiche, frohe Stimmung war plötzlich verfliegen und ein bitteres Gefühl würgte in ihrer Kehle.

Es war Hanns Heidbrink doch ein wenig unbehaglich zumute, als er auf seinem Fahrrad dem Dorfe zufuhr und dabei an Margrets traurige Augen dachte. Er hätte doch daheim bleiben sollen! Verdient hätte sie es schon, seine liebe, tapfere, kleine Frau. Aber das war nun mal so! Erstens gab er einen einmal gesakten Gedanken nicht gern wieder auf, zweitens traf er Franz Bremer ja wirklich jetzt am besten daheim und drittens, ja drittens hatte er große Lust verspürt, in vergnügter Gesellschaft einmal ein paar Glas Bier zu trinken und die täglichen Sorgen und Plagen für einige Stunden zu vergessen.

Franz Bremer war Junggeselle und bewohnte ein Zimmer in dem in der Nähe des Bahnhofs gelegenen Gasthof Schlüter. Hier, bei Schlüter, war immer etwas los. Reisende übernachteten dort, Händler gaben sich ein Stelldichein und auch sonst — au' Dorf und Umgegend — hatte der Gasthof großen Zuzug. Hanns Heidbrink war früher auch oft dort gewesen.

Als er vor der Wirtshaus vom Rade sprang, trat Bremer gerade aus der Tür.

„Ach, fiel es, Hanns? Wolltest du uns besuchen?“ rief er vergnügt.

„Ja, ich wollte zu dir. Aber du willst wohl aus?“

„Ach, das hat Zeit. Komm man herein, Junge. Bist lange nicht mehr dagewesen.“

Bremers rundes Vollmondgesicht strahlte, und seine gutmütigen blauen Augen lachten Hanns treuherzig an. Diesen Augen verdankte er ein gut Teil seines geschäftlichen Erfolges. Mit genau demselben treuherzig-offenen Blick wie eben Hanns sah er auch die Landwirte an, wenn er ihnen versicherte, daß er ihnen für ein Stück Vieh den äußersten Preis bezahle, ja, selber schon nichts mehr daran verdiene. Dabei verfügte er über eine fabelhafte Redegewandtheit. Er war nicht aus hiesiger Gegend gebürtig, hatte aber in seinem Verkehr mit den Landleuten viel von dem landläufigen Plattdeutsch aufgeschnappt und es mit seinem Hochdeutsch vermischt, so daß er jetzt meistens ein überaus drolliges Kauderwelsch sprach. In Gesellschaft war er einfach unbezahlbar und Wirt Schlüter sah ihn gern unten in seiner Gaststube.

Franz Bremer handelte so ziemlich mit allem Vieh, Rügen, Kälbern, Schweinen und Ferkeln. Er kam in der ganzen Umgegend herum und war überall bekannt. So wußte er denn auch bald Rat, als Hanns ihm drinnen in seinem Zimmer auseinandersetzte, weshalb er gekommen sei. Am nächsten Morgen mußte er ohnehin nach B., dem etwa eine Stunde entfernt liegenden Kreisstädtchen, da wollte er sehen, was sich tun ließ.

„Und nu komm her,“ meinte er dann, „ich gebe ein Glas Bier und einen alten Korn aus — zugunsten der notleidenden Landwirtschaft.“

„Du brauchst gar nicht zu spotten, Franz, man hat es augenblicklich verdammt nicht leicht.“

„Ach, ihr Bauern, ihr klagt immer. Als vor einigen Jahren die Ferkel zwei Mark und die fetten

Schweine neunzig Pfennig das Pfund kosteten, da habt ihr auch noch geklagt. Na, jetzt habt ihr sicher mehr Grund dazu. Aber dat glöw man, handeln macht jetzt auch keinen Spaß.“ Bremer klopfte Hanns freundschaftlich auf die Schulter. „Na, laß gut sein. Komm, wir trinken erst einen!“

Hanns zögerte einen Augenblick. Er wußte, wenn er mit hineinging, dann würde es spät werden. Eigentlich hätte er ja jetzt auch nach Hause gehen können, Margret würde sich sicher freuen, wenn er so bald zurückkam. Aber Bremer hatte ihn schon untergefakt und zog ihn mit sich fort.

Drinnen im Gastzimmer war schon allerhand Betrieb, als sie eintraten. Ein paar Händler, ein paar Reisende, einige Bauern aus der Umgegend und einige junge Handwerker aus dem Dorfe saßen um die mit rotgewürfelten Decken belegten Tische und schwatzten, rauchten und tranken. Bremers Erscheinen erhöhte — wie immer — die Stimmung. Er bestellte für sich und Hanns und begann sich an der Unterhaltung zu beteiligen. Nun ging es bald recht lebhaft zu, die Gläser wurden häufiger leer als vorher. Bremer erzählte Witze, Anekdoten und Erlebnisse, die er auf seinen Fahrten über Land gehabt hatte. Er verstand es dabei vorzüglich, die geschilderten Personen in Mienen und Gesten nachzuahmen. Seine Zuhörer kamen aus dem Lachen nicht heraus; eine Stunde löste die andere ab, und die Stimmung wurde immer ausgelassener.

Hanns lehnte in seiner Sofake, trank mit Behagen sein Bier und blies den Rauch seiner Zigarre in die Luft. Er ließ sich gern und willig von der allgemeinen Fröhlichkeit mit fortreißen. Herrgott ja, so ein paar Stunden in vergnügter Gesellschaft waren doch schön, und er war eigentlich ein rechter Hansnarr, daß er sich ein so harmloses Vergnügen nicht öfter gestattet. Hanns fand, daß er es mit seiner Bravheit seit seiner Hochzeit etwas zu weit getrieben hatte.

Da tönte plötzlich in seine Gedanken und in das Stimmengewirr ringsum Musik, schmeichelnde und prickelnde Tanzmusik. Sie kam aus dem Nebenzimmer, das im Bedarfsfalle auch von Gästen benutzt wurde und dessen Schiebetür jetzt geöffnet war. Der Lärm verstummte und alles lauschte der wunderbaren Musik.

„Was ist denn das?“ fragte einer von den Gästen. „Das ist doch nicht dein alter Radioapparat, Schlüter?“

Der Wirt schüttelte lächelnd den Kopf, und statt seiner antwortete der Elektrotechniker Wolters, der sich auch unter den Gästen befand.

„Nein, das ist er nicht. Das veraltete Ding würde bestimma nicht diese herrliche Musik liefern. Dies ist ein ganz neuer, verbesserter Apparat. Wunderbare Sache, sage ich euch. Diese herrliche, klare Wiedergabe — hört nur.“

Er sagte in der Tat nicht zuviel und alle lauschten begeistert. Wolters hatte die Anlage gemacht und gab bereitwillig auf alle Fragen Auskunft.

„Son Dings müchtest du haben, Hanns,“ sagte Bremer. „Das wäre was für die langen Winterabende. Ich begreife überhaupt nicht, daß du kein Radio hast. Direkt rückständig ist das.“

Hanns antwortete nicht gleich. Er wußte sehr gut, woran es lag, daß er, der fortschrittliche Heidbrink, nicht einmal eine Rundfunkanlage besaß. Vor Jahren hatte er sich als erster eine solche anschaffen wollen, aber da war ihm sein Nachbar Wellermann zuvorgekommen. Das hatte ihm den Spaß an der Sache verleidet. Er setzte stets seinen ganzen Ehrgeiz daran, als erster alle Neuerungen einzuführen, und wenn ihm einer zuvorkam, so traf das seinen Stolz empfindlich. Da hatte er denn kurzerhand verzichtet und sich einen teuren Musikapparat gekauft.

(Fortsetzung folgt.)

Hans Jakob . . .

Die Geschichte eines Menschenlebens

Von Gustav Schrammel

Unter den Stadtneuigkeiten steht es zu lesen, daß der alte Hans Jakob gestern, an seinem 55jährigen Geburtstag, seinem Dasein freiwillig ein Ziel gesetzt. Vier kurze Zeilen nur sind es, die in nüchternen, empfindungslosen Worten dieses Geschehen aus dem Alltagsleben registrieren.

Die Bürger des kleinen Städtchens lesen diese Notiz frühmorgens beim gedeckten Kaffeetisch; lesen zumeist flüchtig über die vier Zeilen hinweg, wenden ihre Aufmerksamkeit dann schnell erfreulicheren Dingen zu. Es steht ja so vieles andere in der Zeitung, das die Sinne und Gedanken ungleich stärker gefangen nimmt.

Was geht es schließlich auch sie an, daß der alte Hans Jakob lebensmüde geworden ist, den Tod gesucht und auch gefunden hat? Allerdings, den alten Hans Jakob hatten sie alle gekannt, wie jeden Bürger dieses kleinen Städtchens. Aber nähere Beziehungen hatte wohl niemand mit ihm unterhalten. Der alte Hans Jakob war ja stumm und schien geistig nicht ganz normal gewesen zu sein. Er hatte sich nur durch Gesten und Schriftzeichen verständlich machen können, und dann war er auch stets so still verschlossen und in sich gefehrt gewesen, und darum hatten sie alle den stillen Mann wenig beachtet. Wenn sie nach beendetem Tagewerk in der „Traube“ um den großen Tisch geessen, munter und guter Dinge waren, dann saß der alte Hans Jakob immer in der dunklen Ecke dort am Tische, hatte sein Gläschen vor sich stehen, nippte hin und wieder daran und starrte völlig teilnahmslos vor sich hin. Er war inmitten der lauten fröhlichen Gesellschaft ein Einsamer, Verlassener.

Nun ist er nicht mehr. Die Menschen blättern das Zeitungsblatt teilnahmslos herum.

In dem Totenhanse liegt der kalte, steife Körper auf der Bahre, das wachsbleiche Gesicht ist von tiefen, harten Runzeln durchfurcht und unnatürlich weit sind die grauen, glanzlosen Augen aus dem Kopf gequollen. Wirr hängen die dünnen, schmutziggroßen Haarsträhnen über die edige Stirn. Es ist eine Plastik, die das Leid und den Welt Schmerz verkörpert, ein Bild schwersten Todeskampfes.

Was muß dieser Mensch in seinem Leben für Bitternis und Leid erlebt haben, das seine Kräfte zermürbt und zermahlen hat, bis er müde des Lebens war und abgekämpft.

Mit dem alten Hans Jakob ist ein Mensch dahingegangen, dessen Lebensgeschichte so ungewöhnlich reich an dramatischen Zwischenfällen ist, wie das Hirn sie eines phantasiervollen Dichters nicht härter zeichnen und beschreiben könnte. Sein Leben gleicht einem Roman, der die Leser von der ersten bis zur letzten Seite unvermindert in Atem und Spannung hält.

Hans Jakob ist in einem kleinen Dorfe des Schwarzwaldes in einer wetterfesten Bauernhütte zur Welt gekommen. Er ist ein kräftiger, strammer Bub gewesen; schreien konnte er für zwei, und wenn er mit den kleinen Beinchen strampelte, dann knarrte die Wiege in allen Zugen, er war ein Wildfang, von den ersten Wochen seines Lebens an, ein Brauselkopf und von überhäufigem Temperament. Aber trotzdem war er ein herziger Junge, des Hauses Sonnenschein. Die Eltern, das Gefinde und all die Nachbarn hatten an dem munteren, geraden Wesen des Jungen viel Freude. Und der greise Dorfschulze, auf den sie alle große Stücke hielten, hatte dem Jungen schon in der Wiege prophezeit, daß er einmal seinen Weg machen werde.

„Ja, ja,“ hatte er dann kopfnidend hinzugefügt, „das Bübele wird seinem engen Nest einmal frühzeitig entfliehen, in die weite Ferne ziehen, zu Ruhm und Ehren gelangen.“

Schon von frühester Kindheit an hat der kleine Hans Jakob dem geheimnisvollen Rauchen der Wälder in stillem Entzücken gelauscht. Stundenlang hat er mitunter am Waldesrand gelegen, in den blauen Himmel gestarrt und das sinfonische Waldkonzert auf sich wirken lassen. Sein Innerstes füllte sich mit den wunderbaren Melodien. Es war, als brächten diese Waldgesänge verwandte Saiten in seiner jungen Brust zu hehrem Singen und Klingen. Nicht länger konnt' er still dann liegen. Mit einem federnden Sak ist er dann immer aufgeprungen, jubelnd und jauchzend in den Wald gelaufen, und hat mit seinem hellen Stimmchen mit den Vögeln um die Wette gesungen.

Ueber den Bergesgelgel bis hinein in sein Vaterhaus war der kleine Hans zu hören. Die Mutter stand dann jedesmal am offenen Küchenfenster und lauschte dem Singen des Bubens. Und auch der Lehrer des Dries hörte an einem hellen Sommermorgen, als er am Waldesaum entlang geschritten kam, dem

Singsang des Knaben zu. Eine Weile stand der Lehrer regungslos, dann wandte er seine Schritte dem Elternhause des kleinen Hans Jakob zu.

Der alte Schulmann wurde von der Bäuerin, die ihn hatte kommen sehen, unter vielen Knicken und artigen Redensarten in die gute Stube gebeten. Dann kam auch der Bauer herzu dem der Besuch gemeldet worden war.

„Bauer,“ sagte der Lehrer, „ich komme heute wegen deines Jungen. Ich habe ihn draußen im Walde so fröhlich singen gehört, und ich muß sagen, in dem Jungen steckt etwas. Er hat einen Schak in der Kehle, der später einmal reichlich Zinsen tragen wird. Ich meine, aus dem Jungen wird einmal ein großer Sänger werden. Wenn ich nicht irre, kommt der Bub zu Ostern zu mir in die Schule. Wohlan, dann will ich seine Stimme recht prüfen und sie schulen, so gut ich es vermag. Später schickst mir den Buben dann aufs Konservatorium.“

Mit diesen hoffnungsvollen Worten war der Schulmeister gegangen. Zum zweiten Male in seinem Leben war dem kleinen Hans Jakob ein sonniger Lebensweg prophezeit worden.

Seit jener Stunde hüteten die Eltern ihren Jungen noch ängstlicher und sorgsamer als bisher. Und der Vater deutete im Dorfkrug oftmals an, daß sein Junge in seiner Kehle einen unermeßlich reichen Schak hätte, der mehr aufwiege als aller Grundbesitz im Orte zusammen. Zwar verlachten ihn die andern, nannten ihn einen Kindstolzen und Narren. Aber der Bauer ließ sich diesen Glauben nicht nehmen.

Und es zeigte sich, daß der alte Schulmeister mit seiner Prophezeiung recht geweissagt hatte. Mit zunehmendem Alter wurde die Stimme des Hans Jakob immer voller, wohlklingender und glöckereiner. Wenn er des Sonntags in der Kirche sang, dann lauschten alle nur seiner Stimme.

Im Auge ging die Zeit dahin. Die Schulpforten schlossen sich hinter dem Rücken des Hans Jakob. Bald schlug die Abschiedsstunde. Er zog hinaus in die große Stadt, um ein großer Sänger dort zu werden.

An einem Sonnabendmorgen rollte aus dem väterlichen Hof der Wagen, der ihn zum Bahnhof brachte. Am Tor stand die Mutter, trocknete mit dem Taschentuche die hervorquellenden Tränen, und winkte lange, lange dem Scheidenden nach. Schweigend saßen die beiden, der Vater und Hans Jakob, auf dem Bode; jeder hing seinen eigenen, schweren Gedanken nach. Als aber der Wagen in den Waldweg einbog, war jeder Bann aus dem Herzen des Hans Jakob gewichen. In jubelnden Akkorden sang er sein Abschiedslied. Die Klänge hallten über Tal und Hügel, drangen bis an die Ohren der weinenden Mutter daheim . . . Es war das letzte Lied gewesen, das sie von ihrem Sohne gehört.

Schon nach wenigen Jahren ist der Ruhm des Sängers Hans Jakob weit über die Grenzen der Großstadt gedrungen. Seine Konzertabende waren stets bis auf den letzten Platz gefüllt, und viele waren es, die wieder heimwärts ziehen mußten, ohne Einlaß erhalten zu haben. Ueberall dort, wo er auftrat, feierte er Triumphe, Berge von Geld legte man ihm zu Füßen. Und dies Gleichen und Blitzen blendete ihn. Er vergaß, wo seine Wiege gestanden, vergaß Vater und Mutter, die daheim bangend auf den Sohn warteten, der doch ihr Junge war, ihr eigen Fleisch und Blut, auch noch, da sein Ruhm in aller Munde war und er der ganzen Welt gehörte.

Das Schwarzwaldedorf, das seine Heimat war, die truhige Hütte dort am Wege, kannte Hans Jakob nicht mehr. Und nur selten fand ein Gruß den Weg ins schlichte Elternhaus. Hans Jakob hatte eine neue Heimat gefunden; sie hieß Geld, Ehre und Ruhm.

Hans Jakob erklimmte die höchste Stufe auf der himmelhochragenden Ruhmesleiter. Auslandstournee reihte sich an Auslandstournee. Er kam nach dem Süden und Norden, dem Osten und Westen . . . fern im Süden erreichte ihn denn eines Tages die Kunde, daß seine hochbetagten Eltern im letzten Gedanken an ihren undankbaren Sohn gestorben wären . . . Das gab ihm einen tiefen Stich ins Herz. Für einen winzigen Augenblick war ihm zum Bewußtsein gekommen, daß er durch den Schein der Welt geblendet, seine Kindespflichten vernachlässigt und verletzt hatte. Er hatte den Vater und die Mutter vergessen.

Am Abend aber, als er wieder auf der Bühne stand, waren diese kindlich menschlichen Regungen erloschen, ertötet vom tosenden Beifallssturm.

Nach Jahren kam Hans Jakob wieder in die Heimat, gebrochen an Leib und Seele. Das leichte, ungezügelte Leben hatte an seinem Mark gezehrt, aus seinem Körper eine Ruine gemacht, und der Stimme den goldenen, klaren Klang genom-

men. Jäh war sein Ruhm verblaßt. Die Freunde alle, die ihn sonst umschwärmte und umgirt wie die Tauben, hatten ihm den Rücken gekehrt, ihn elend verlassen. Er war ein einsamer Mensch geworden. Da entfiel ihm die Heimat wieder, des kleinen Dorfes im Schwarzwald. Dorthin brachte ihn die Bahn. Und als gehebender Mann ist er in die Heimat gekommen, wie er als jugendlicher, lebensprühender Mensch verlassen.

Die Menschen hier sahen ihn an wie einen Fremden. Sie konnten ihm nicht vergessen, daß er das Bild von Vater und Mutter, das Bild des schlichten Heimatdorfes aus seinem Herzen gerissen, als er auf der Höhe des Ruhmes gestanden... Die Kälte der Menschen, die ihn noch kannten, hat Hans Jakob den Aufenthalt im Heimatdorf verleidet. Und bei Nacht und Nebel ist er nach dem Bahnhof gegangen und hat die Heimat mit dem ersten Frühzug verlassen. — Nach dem kleinen Städtchen ist er dann gezogen. In stiller Zurückgezogenheit wollte er seine Tage hier beschließen. Und hier brachte die Saat der Flüche, die die Dorfbewohner ihm nachgesendet, das Klagen und Jammern von Vater und Mutter, als er sie treulos verlassen, eine grausame Ernte. In seinem Hause war eines Nachts ein Brand ausgebrochen; fast wäre er dabei umgekommen. Nur das nackte Leben hat er noch retten können. All seine Habe wurde ein Raub der gierigen Flammen. Er selbst aber wurde infolge der ausgestandenen Schrecken stumm und hat die Sprache lange Zeit nicht wiedererhalten. Das zehrte und fraß in seinem Gehirn, krause Gedanken gewannen darin Raum, die in seinen Gesten und Worten Ausdruck fanden. Er war nervenkrank geworden; die Menschen sonderten sich von ihm ab und er ging den andern aus dem Wege...

In einer Nacht nach Jahren hatte er einen schweren Traum, der sein Blut heiß durch die Adern rinnen ließ; und wie fiebernd sah er grauliche Schreckensbilder vor den Augen. Mit einem Satz sprang er aus dem Bett und konnte gellend schreien! Er hatte plötzlich die Sprache wiedergesunden!

Wie ein Lauffeuer durchliefte anderntags die Kunde das kleine Städtchen. Die Mediziner zeigten für den phänomenalen Fall das größte Interesse. Und Hans Jakob? Der Schreckens Traum und dann die übermenschliche Freude waren zu viel für ihn gewesen. Sein Geist verwirrte sich vollends. Und gestern, an seinem 55. Geburtstag, hatte er in die Heilanstalt überführt werden sollen. Dies hat er geahnt im Unterbewußtsein. Da ging er auf den Boden und legte sich die Sänglinge um den Hals... Dies ist die Lebensgeschichte des Hans Jakob.

Büchertisch

Gunnar Gunnarsson: „Der Weiße Krist.“ Roman. Einzige berechnete Uebersetzung aus dem Dänischen von Helmut de Boor. In Leinen gebunden 5.50 M. Verlag Albert Langen/Georg Müller, München, 1935.

Gunnarssons neuer Roman, der inhaltlich an sein letztes Werk „Im Zeichen Jörds“ anschließt, ist zeitnah wie nur wenige Bücher unserer Tage. Er gestaltet die Auseinandersetzung zwischen Christentum und germanischer Religion zur Zeit der Christianisierung Islands und beschreibt damit eine Epoche innerer Klärung, die in vielen Dingen der heutigen ähnlich ist. Noch leben viele Anhänger des alten Glaubens, noch werden den Göttern vor den Tempeln Opfer dargebracht, aber schon mehren sich die den neuen Gott, den Weißen Krist verehrenden Höfe auf der Insel, schon geraten auch die jungen Menschen in den Bann seiner Lehre und unter den Einfluß seiner Befehle und zweifeln an der Macht des alten Väterglaubens. Vor allem aber versucht der mächtige König Olav Trygvason von Norwegen mit grausamer Gewalt Island zur Annahme des neuen Glaubens zu zwingen.

Davon erfährt der alte Priester Runolf Ulffson durch seinen treuen Diener Torfell, der seinen auf große Fahrt ausgezogenen Sohn Sverling begleitet hatte. Dieser Sverling hat Länder und Meere bereist, ist mit Fürsten, Seefahrern und Kaufleuten, Christen und Nichtchristen zusammengekommen, hat Deutschland vom Norden zum Süden durchzogen, stets jedoch hat ihn die innere Frage nach der Wahrheit des Glaubens geführt, bis er, noch ohne klare Antwort auf diese Frage gefunden zu haben, auf seiner Heimfahrt von König Olav als Geißel mit seinen Kameraden gefangen genommen wird. Nicht eher sollen sie freigelassen werden, als bis Island christlich geworden ist; weigert sich da Land, so müssen die Geißeln sterben. Mit Erschütterung liest man, wie Sverling in Stolz und Größe seinen Vater beschwört, seines Lebens nicht zu achten und nur nach seinem Gewissen zu handeln. Obgleich er weiß, daß die Religion einer alten Zeit zum Untergang bestimmt ist, hält er nur um so stärker an den alten Werten der Ehre, des Mutes und der Freiheit fest.

Als Torfell den Gefangenen darauf die Antwort seines Vaters wissen läßt, hat sich nicht nur sein, sondern auch seiner Heimat Schicksal entschieden. Denn das Thing, das über die Forderung Olavs zu beschließen hatte, zeigte deutlich, wie sehr

Island bereits in zwei Parteien gespalten und die alte Einheit unmöglich wieder herzustellen war. Es zeigte, daß Glauben und Vertrauen an die Macht der alten Götter mehr und mehr schwanden und schloß, um das Land nicht unheilvoller Uneinigkeit preiszugeben, mit der Annahme der Taufe durch alle Isländer.

Paula Grogger: „Der Lobenstod.“ Erzählung. Biegsam gebunden 2.40 M. Verlag Albert Langen/Georg Müller, München, 1935.

Festlicher Glanz leuchtet über dieser Geschichte der Liebe, die von Freud und Leid eines jungen Menschenkinde erzählt, und die mit all ihrer Güte und inneren Einsicht zutiefst an unser Herz rührt. Hoch oben in den Bergen der Steiermark lebt Genosov die stille und zarte Tochter aus dem Zwölfbotenwirtschhaus, dem lauten Gelärm der Welt entrückt durch die verzehrende Krankheit, der sie eines frühen Todes gewiß, von Kindheit an verfallen ist. Doch ihr widerfährt das Glück, nach vielerlei Ungemach des Leibes und der Seele den Weg ins Leben wiederzufinden, als sie eines schönen Tages die Badersippe der Lobenstods aufsucht, die als einzige, Namen und Ruf einem wunderstätigen geheimnisvollen Heilkraut verdanken. Da sinkt unversehens das streng gehütete Wissen mit dem alten Bader ins Grab. Durch den Zauber eines seltsamen Traumes verlockt, gelangt es indessen Genosov, die in heißer Liebe zu dem jungen Badersohn entbrannt ist, in einer fast unbetretenen Einöde des Gebirges das wirksame Kräutlein wieder zu entdecken. Ihr Glaube nun an dessen heilende Wirkung und ihre Hoffnung, bald für immer mit dem fernem Geliebten vereint zu sein, lassen sie alsbald zum blühenden Weibe genesen. Als aber nach Jahr und Tag ihrer in Leidenschaft und Geduld starken Liebe keine Antwort zuteil wird, macht sie sich auf den Weg, dem Geliebten das Wunderkraut zu bringen und mit ihm glücklich zu werden. Zu ihrem Schmerze findet sie ihn jedoch an der Wiege des ersten Kindes, das ihm seine inzwischen gewonnene Frau vor wenigen Tagen geschenkt hat. Schweren Herzens überwindet sich hernach Genosov und reicht ihre Hand einem braven Manne, der schon lange um sie warb, bewährt sich als redliche Frau und sorgliche Mutter und bringt gleichwohl fortan im tiefsten Grund ihrer Seele die Erinnerung an die verlorene Liebe ihrer unwiderbringlichen Jugend.

Kraftvoll und reich ist die Sprache, mit der die Dichterin von den steirischen Menschen und ihrer Heimat erzählt. Und über alle Maßen wunderbar ist das Bild der Jungfrau Genosov, die man von der ersten Zeile an liebgewinnt und nie mehr vergißt. Ein unsagbar reiner Klang, wie er nur selten vernehmbar wird, tönt aus diesem Buche, das Paula Grogger der Ehre teilhaftig macht, gleichberechtigt in der sehr kleinen Schar der Dichterinnen zu stehen, die diesen Ehrennamen wirklich verdienen.

Fröhliche Ecke

Er weiß sich zu helfen. Bei einem Theaterdirektor liefen dauernd Klagen aus dem Publikum ein, daß die Damen im Parkett die Hüte aufbehielten und den hinter ihnen Sitzenden den Ausblick auf die Bühne versperrten. Aber er schloß, durch ein striktes Verbot die Besucher zu verstimmen. Schließlich fand er einen Ausweg. Eines Abends waren in der Halle vor dem Zuschauerraum Zettel angebracht mit der Aufschrift: „Alte Damen, die Angst vor Erkältung haben, dürfen ihre Hüte aufbehalten.“ Der Erfolg war durchschlagend.

Daher. „Fabelhaft wie Sie über die Viehpreise unterrichtet sind, obwohl Sie doch nicht in dieser Branche arbeiten!“

„Wie man's nimmt — ich bin Autofahrer!“

Poesie und Prosa. „Ach, Ernst, sind die Berge nicht herrlich?“

„Ne, sie versperren einem die ganze Aussicht!“

Gleiches mit Gleichem. „Jetzt muß ich Sie schon zum fünften Male bitten, mir das Geld wiederzugeben, das ich Ihnen damals zeliehen habe.“ — „Ja, denken Sie denn gar nicht daran, wievielmals ich Sie bitten mußte, bevor Sie es mir geliehen haben.“

Am Postschalter. „Ach bitte, sind Briefe da unter Chiffre „Schöner junger Mann“?“

„Zawohl — können Sie sich legitimieren?“

Wint. Der hartnäckige Besucher nimmt endlich Abschied: „Vielen Dank für den gemüthlichen Abend! Hoffentlich habe ich Sie nicht zu lange gestört.“

„Oh, keineswegs!“ meint der Gastgeber, „wir pflegen sowieso um diese Zeit aufzustehen!“

Der Passauer. „Mir können Sie nichts erzählen,“ sagte der Fahrgast, als ihm das Taxi zu teuer schien. — „Ich fahre nicht umsonst seit zehn Jahren Taxi.“ — „Das glaube ich,“ sagte der Fahrer, „aber scheinbar versuchen sie es immer wieder!“